Nur Projektionen von Haß, Rache, Neid von der Innen- auf die Außenwelt?

Eine solche Konzentration auf das Individuum hat zur Folge, daß man die Individuen gemäß den herrschenden Normen bewertet bzw. zu trimmen sucht, ohne diese Normen selbst auf ihre Berechtigung bzw. die dahinterliegenden Interessen zu hinterfragen. Bezogen auf Rassismus bedeutet dies, „extreme“, die bestehende Ordnung gefährdende „rassistische Auswüchse“ zu bekämpfen und damit zugleich von der alltäglichen Normalität solcher Phänomene abzulenken.

Die Konzentration auf das Individuum hat somit unmittelbar anpassende Funktion: Sie entzieht den gesellschaftlichen Status quo weitgehend der Kritik und erspart einem selbst die negativen Folgen, die eine solche Kritik für die eigene Praxis und das eigene Fortkommen haben könnte.

Eine solche „Fremdenfeindlichkeit“ wird entweder für „natürlich“, also angeboren, – so etwa bei Eibl-Eibesfeldt – oder aber als Sozialisationsschaden gesehen. Auch Margarete Mitscherlich sieht als Ursache der „Fremdenfeindlichkeit“ die Projektion von Haß-, Rache- und Neidaffekten, die ursprünglich den unterdrückenden Vätern oder Erziehern gegolten hätten. Das Ergebnis solcher Projektionen aus den innerfamilialen Beziehungen auf die Außenwelt sei die Idealisierung des Eigenen und die Verteufelung des Fremden. Dabei würden sich diese Minderheiten, gegen die sich solche Aggressionen vornehmlich richten, häufig selbst infolge ihres inneren Zwangs zum Märtyrertum für solche Projektionen anbieten.

Die innere Quelle solcher Projektionen sei, so Mitscherlich, die fehlende Toleranz gegenüber Ambivalenzen, d.h. unsere mangelnde Fähigkeit zu ertragen, daß wir die Menschen, von denen wir abhängig sind, nicht nur lieben, sondern zugleich auch hassen. Solche Abhängigkeit wird von ihr, wie dies allgemein in der Psychologie der Fall ist, nicht in ihren wirklichen Bezügen, sondern nur als individuelles emotionales Problem verhandelt. Damit gerät die reale Unterdrückung aus dem Blickfeld; übrig bleibt die individuelle Unfähigkeit, mit der Unterdrückung zu leben.

Die Projektions-Theorien enthalten zwar die wichtige Erkenntnis, daß „Fremdenfeindlichkeit“ nicht primär den Eigenarten der Fremden, sondern der jeweils eigenen Situation geschuldet ist. Diese Erkenntnis bringt jedoch nicht weiter, wenn die realen Ursachen der Aggressionen sowie die Zusammenhänge, die hinter ihrer Verdrängung und Verschiebung liegen, im Dunkeln bleiben: Dies führt zu nichts anderem, als daß nunmehr statt der Ausländer die Einheimischen bzw. große Teile von ihnen diffamiert werden. Die theoretische Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft entspricht der praktischen Forderung, das Phänomen Rassismus durch die pädagogisch-therapeutische Bearbeitung der Individuen in den Griff zu bekommen, ohne dessen gesellschaftliche Ursachen sichtbar werden zu lassen. Wer dieser Forderung entspricht, hat gute Chancen, sich mit seinen „antirassistischen“ Methoden ins Geschäft zu bringen.

Die Versuche, den Rassismus am Menschen auszutreiben

Mit anderen Worten: Wenn „Fremdenfeindlichkeit“ bzw. Rassismus „in“ den Menschen stecken soll, dann liegt es nahe, daß man den Rassismus auch unmittelbar an den Individuen auszutreiben sucht.

Hierfür bieten sich mannigfaltige Programme an. Eines der verbreitesten ist das antirassistische Trainingsprogramm Lida van den Broeks.

Lida van den Broek leugnet als progressive, politisch aktive Sozialwissenschaftlerin zwar keineswegs die Bedeutung der gesellschaftlichen Verhältnisse für die Entstehung von Rassismus, stellt ihnen jedoch dessen „menschliche Seite“ gegenüber, für die sie sich als Psychologin im besonderen Maße zuständig sieht. Diese „menschliche Seite des Rassismus“ gewinnt jedoch bei ihr unter der Hand ausschlaggebende Bedeutung: Auch wenn die Hauptursache des Rassismus ökonomischer Natur sei, sei die Ideologie der eigentliche und wesentliche Nährboden für sein Fortbestehen. Diese würde sich in der Mentalität der Menschen niederschlagen und zu einer „rassistischen“ Persönlichkeitsstruktur verdichten, die dem gesellschaftlichen Fortschritt im Wege stünde, d.h. die Individuen daran hindere, sich den entwickelteren gesellschaftlichen Bedingungen anzupassen. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Rassismus müsse somit am Beginn jeder wirkungsvollen antirassistischen Bewegung stehen.

Für Lida van den Broek sind auch „Rassisten“ Opfer des Rassismus; dies zu erkennen, sei ein wesentlicher Schritt, um solche „Träger des Rassismus“ zu erreichen und damit den Rassismus selbst zu bekämpfen. Statt von Schuld sollte man deshalb lieber von „Verantwortung“ sprechen. Darunter versteht sie, die rassistischen Einstellungen in der eigenen Person zu erkennen und an deren Überwindung zu arbeiten – z.B. in antirassistischen Trainingsprogrammen. Sich mit den eigenen antirassistischen Voreingenommenheiten sowie mit den selbst erfahrenen Verletzungen zu beschäftigen, ist sicherlich sinnvoll. Auch der Rekurs auf die Kindheit könnte durchaus eine nützliche Zwischenphase sein, da es einem möglicherweise leichter fällt, über vergangene als über gegenwärtige Kränkungen zu sprechen.

Problematisch wird es jedoch, wenn man über die in der Kindheit erfahrenen Kränkungen die gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungsbehinderungen aus dem Blick verliert und damit zwangsläufig die Verhältnisse auf dem Kopf stellt: Nicht die Gesellschaft behindert die Entwicklung der Individuen, sondern die Individuen behindern – infolge ihrer mangelnden Anpassungsfähigkeit – den gesellschaftlichen Fortschritt und haben sich deshalb im vorgeblich allgemeinen Interesse entsprechenden Umerziehungsprozeduren zu unterziehen. Theorien, die von den Verhältnissen abstrahieren und sich statt dessen scheinbar voll auf die Individuen einlassen, bedeuten somit letztlich nichts anderes, als diese gemäß den herrschenden Interessen umpolen zu wollen.

Eine Selbstveränderung, die sich darauf beschränkt, sich gemäß den nunmehr neuen Normen – und seien sie noch so fortschrittlich – zu trimmen, ist genau besehen keine Selbstveränderung, sondern die Fortsetzung der alten Anpassung an nunmehr neue Machtverhältnisse. Wirkliche Selbstveränderung bestünde vielmehr darin, die defensive Haltung zu überwinden.

Wie weit Selbstveränderung in diesem Sinne möglich ist, hängt von den Unterstützungen ab, die man in diesem Kampf um die Selbstbestimmung erfährt. Solche Hilfe kann durchaus auch ideeller Art sein, indem man die vielfältigen Behinderungen, die der individuellen Entwicklung unter den gegebenen Bedingungen gesetzt sind, so präzise wie möglich auf den Begriff bringt.

Zentrale Ursachen des Leidens sind keineswegs nur die Kränkungen, die man selbst erfahren hat, sondern vor allem diejenigen, die man um des eigenen Vorteils willen anderen zufügt oder zugefügt hat. Diese werden dementsprechend auch am meisten verdrängt – und zwar so sehr, daß sie in den gängigen Theorien nicht einmal andeutungsweise Erwähnung finden.

Kritische Gefühle wie Angst sind nicht von sich aus irrational

Gerade aber die Offenlegung der Kränkungen, die man anderen zufügt, ist im besonderen Maße „gefährlich": Während man sich mit dem selbst erfahrenen Leiden noch arrangieren, d.h. aus dem eigenen Opfer- bzw. Märtyrertum eine besondere Tugend machen und einen gewissen Gewinn ziehen kann, setzt einen das Leiden, das man anderen zufügt, eindeutig ins Unrecht und drängt zur Änderung des Verhaltens – es sei denn, man rechtfertigt die eigenen Aggressionen gegenüber anderen als Notwehr gegen ihnen unterstellte aggressive Absichten oder grenzt diese von vornherein als „Untermenschen" aus.

Verantwortung steht somit nicht im Gegensatz zur Schuld, sondern ist vielmehr die Konsequenz daraus. Weil ich mich unter den gegebenen Bedingungen immer wieder in einer Weise verhalte, zu der ich nicht stehen kann, also „schuldig" werde, muß ich die Verhältnisse ändern.

Die Verantwortung für mein Verhalten und die Verantwortung für die Verhältnisse ist eine Einheit. Ich kann Verantwortung für mein Verhalten nur in dem Maße übernehmen, wie ich Einfluß auf die Verhältnisse habe, die wiederum mein Verhalten beeinflussen. Und meine Einflußnahme auf die Verhältnisse bedeutet zugleich, daß ich ebenfalls die Bedingungen für das Handeln der jeweils anderen mitbestimme und also auch für deren Tun und Lassen mitverantwortlich bin.

Auch Gefühl und Vernunft geraten nur unter Bedingungen der Fremdbestimmtheit in Gegensatz zueinander. Gefühle sind keineswegs von sich aus irrational, sondern die Irrationalität ergibt sich erst aus der gesellschaftlichen Behinderung ihres Ausdrucks: bestimmte „kritische" Gefühle – wie etwa Angst und Aggression –, die auf die Ungesichertheit individueller Existenz sowie die mangelnde Befriedigung zentraler Lebensansprüche verweisen und damit eine Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen implizieren, werden in ihrem Ausdruck mehr oder weniger direkt eingeschränkt. Dies geschieht nicht zuletzt gerade auch dadurch, daß man ihren Bezug zur Realität abstreitet und sie damit in die Irrealität, sprich Irrationalität, drängt oder sie, was letztlich auf das gleiche hinausläuft, als bloß privates Problem behandelt.

Von der Irrationalität der Angst zu sprechen, bedeutet, daß man den Ursachen der Angst nicht auf den Grund zu gehen gedenkt. Man läßt sich nicht auf die Probleme der Menschen ein, sondern macht diese selbst zum Problem.

Die Differenz zwischen „Ausländerfeinden" und „Ausländerfreunden" ergibt sich häufig nur aus den unterschiedlichen Vor- und Nachteilen, die man von den Nichtdeutschen zu erwarten hat. So vertrat Roland Tichy, stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift „Capital", auf den von der Arbeitskammer des Saarlandes veranstalteten Aktionstagen gegen Ausländerfeindlichkeit die Meinung, daß „Ausländer" auch zukünftig für die deutsche Wirtschaft unentbehrlich und zugleich notwendig für das „soziale Wohlbefinden" der einheimischen Arbeitenden seien: indem sie selbst in der gesellschaftlichen Pyramide die untersten Positionen einnehmen und damit diesen „schon fast automatisch" den sozialen Aufstieg ermöglichten.

Spätestens jedoch in der zweiten Generation beginne der soziale Konkurrenzkampf. Dabei hätten die „Ausländer" keine schlechten Karten: die in ihrer Heimat erfahrene Unterdrückung würde sich „als beste Vorschule für eine kapitalistische Ausbildung" erweisen, und die erschwerten Lebens- und Arbeitsbedingungen in Deutschland zusätzlich für eine „Auslese der Tüchtigen" sorgen. Die, die den sozialen Aufstieg schaffen, würden in der Regel die Tugenden entwickelt haben, die für die deutsche Wirtschaft und Gesellschaft unverzichtbar seien: Tüchtigkeit, Aggressivität, Initiative.

Der Begriff der Ausländerfeindlichkeit ist in vielfacher Weise irreführend: Es ist keineswegs, wie viele Untersuchungen zeigen, nur die individuelle Gemeinheit und Aggressivität einzelner, die Nichtdeutschen zu schaffen macht, als vielmehr ihre strukturelle Benachteiligung, die von der Mehrheit der Einheimischen widerstandslos akzeptiert wird. „Ausländerfeindlichkeit" beruht auf dem von fast allen Einheimischen geteilten Konsens, daß die Interessen der Deutschen Vorrang gegenüber denen der „Fremden" haben müßten.

Wütende Reaktionen auf Kritik: „Wahn" und „gesinnungsethisches Delirium" (FAZ)

Die allgemeine Entrechtung der hier lebenden Nichtdeutschen ist in dieser Sichtweise die wesentliche Voraussetzung, die sie als Aggressionsobjekte besonders geeignet erscheinen läßt und zugleich ihre Gegenwehr massiv behindert – und nicht ihr „Märtyrertum" oder ihr angeblicher Masochismus, wie Margarete Mitscherlich meint.

Aber selbst unmittelbar „ausländerfeindliche" Akte gründen sich weniger in Aggressionen gegenüber Nichtdeutschen, als vielmehr in der Angst vor gesellschaftlichen Veränderungen, durch die man überrollt und ins Abseits gedrängt zu werden droht. Solche Gefühle allgemeiner Ausgeliefertheit und Ohnmacht werden von der offiziellen Politik systematisch in Bereiche gelenkt, in denen man gewisse Einflußmöglichkeiten zuzugestehen bereit ist. Die Forderung „Ausländer raus" findet – im Unterschied zu anderen Forderungen – unmittelbar Gehör.

Wenn Politiker wie Berlins Innenminister Heckelmann die Lösung des „Asylantenproblems" fordern und „Scheinasylanten rausschmeißen" wollen, um mit dem so ersparten Geld die Jugendarbeit in Ostdeutschland zu fördern, ist es kein Wunder, wenn Jugendliche auf die Idee kommen, daß „Ausländer" auf ihre Kosten leben und sich demzufolge berechtigt fühlen, dem notfalls gewaltsam ein Ende zu setzen.

Der öffentliche Druck in Richtung auf die personalisierende Interpretation der Probleme erweist sich nicht zuletzt auch in den wütenden Reaktionen, mit denen Hinweise auf die politische Verantwortung an den rassistischen Erscheinungen von vornherein als „unsinnig" und irrational abgetan werden. So unterstellt z.B. Eckhard Fuhr in der FAZ (30.10.92) allen, die für die Beibehaltung des individuellen Rechts auf Asyl eintreten, „ein gesinnungsethisches Delirium"; ebenso kann er es nur als Ausdruck von „Wahn" deuten, wenn man „Fremdenfeindlichkeit" für keine natürliche, sondern für eine politisch erzeugte Einstellung hält.

„Ehrenrührig" handeln demnach nicht die, die wie Bundeskanzler Kohl vom „Staatsnotstand" in der Asylpolitik sprechen und damit die gegen alle Nichtdeutschen gerichtete Stimmung aufheizen. „Ehrenrührig" handeln auch nicht jene, die, wie große Teile der CDU/CSU-Fraktion, nach Wegen suchen, um über die Verfassung hinweg das Individualrecht auf Asyl mit einfacher Mehrheit vom Tisch zu bekommen, sondern „ehrenrührig" handeln, so Kanzleramtsminister Bohl (FAZ, 5.11.1992), vielmehr diejenigen, die solche Bestrebungen offen als das benennen, was sie sind: als Verfassungsbruch.

Einen ausführlichen Vortrag zu diesem Thema hielt Ute Osterkamp (Psychologisches Institut der FU Berlin) auf der Fachtagung „Einwanderungsland Rheinland-Pfalz", die das Institut für Sozialforschung Mainz e.V. am 14./15. November veranstaltete.